

# Das Kunstschaffen in Liechtenstein lebt und bewegt sich

Zur Ausstellung «Zeitgenössisches Kunstschaffen aus Liechtenstein» im St. Galler Regierungsgebäude – Zwanzig Künstler, zwanzig Sprachen

Ist die Kunst ein Suchen oder ein Finden? Ist der Künstler ein Suchender oder ein Findender? Sucht er beim Finden oder findet er beim Suchen? «Zeitgenössisches Kunstschaffen aus Liechtenstein», so nennt sich eine Ausstellung, in der 20 Liechtensteiner ihre Werke präsentieren. Viele von ihnen suchen, andere finden, bei manchen verbindet sich beides. Viele von ihnen suchen eine Ausdrucksform für das, was mit Worten nicht mehr fassbar, was sich den bekannten Wortbegriffen entzieht. Die alltägliche Kommunikationsform «Sprache» wurde ihnen zu eng, sie suchen nun in der Bildform eine neue Basis des Gesprächs. Oft sind in diesen Bildern noch Wortfragmente vorhanden, oft trachten Form und Buchstabe nach einer Vereinigung.

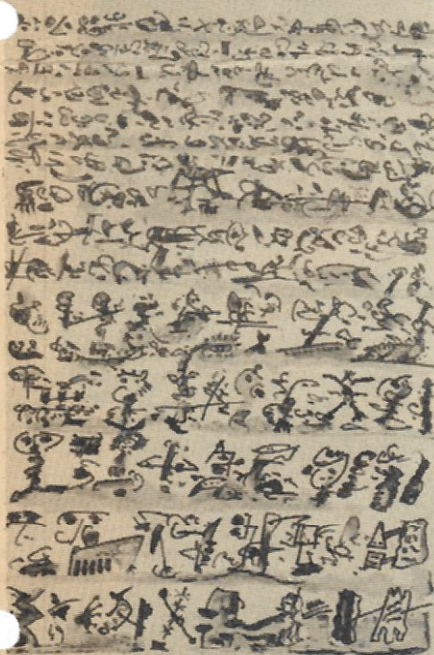
«Der Künstler bewegt sich im Bereich des Wahrnehmbaren. Mit Zähigkeit macht er sich daran, das «Leben» zu entschlüsseln ... Er will erklingen und nicht erklären. Zwischen dem Künstler und den anderen besteht so etwas wie eine

## Bilder erklingen

perfekte «Uneinstimmigkeit», die sich in einer «Spanne» des totalen Abstandes überträgt, so schreibt Roberto Altmann. In seinen Bildern bewegen sich Worte wie in Wellen, schwimmen auf der Farbe und mit der Farbe, manchmal erzählt er damit auch Geschichten, so im Werk «Dichten»: elf Quadrate, jedes für sich ein eigenes Bild, jedes aber auch ein Buchstabe, ein Wort, eine Erzählung, aneinandergereiht in einer strengen Anordnung hineingesetzt in einen fließenden Hintergrund, bilden eine Fabel, oder ein Gedicht, oder einen Roman? Altmanns Bilder erklingen tatsächlich, es sind Symphonien an die Schönheit.

Musik dominiert auch bei Andrea Christen. Auch ihr fehlen die Worte zum Sprechen. Sie suchte Noten, pinselte sie auf Glas, durchsichtige Materie – eine Partitur, aufgeblättert, zerblättert, Blass aus Glas, Noten auf Glas, aber doch kein Glasperlenspiel. Schade, dass sie ihre Glasplatten von unten stützt. Die lange, strenge Reihe sollte an feinen Fäden hängen, sich bewegen dürfen, die Illusion vermitteln, als ob der Wind damit wie auf einer Harve spielen könnte.

«Mein Schlachtfeld ist die Sprache», bekennt Jens Dittmar. «Seit ich male, schreibe ich Briefe. In der Regel haben sie einen Adressaten, der sie versteht, auch wenn kein Zeichen im üblichen Sinne lesbar ist. Offenbar sind die Briefe selbst Zeichen. Das Zeichen besteht darin, dass der Brief in dieser Form geschrieben worden ist. Die Form verleiht dem Brief Bedeutung. Was es allerdings bedeutet, dass meine Briefe in letzter Zeit die Form von Comix annehmen, weiss ich auch noch nicht. Aber dazu fällt mir sicher noch was ein.»



«Das Wesen der Sprache ist sage und schreibe - ha, ha!» – Jens Dittmar, 1987.

Sein Schlachtfeld ist von sehr heiterer Natur: da tummeln sich Figurinen, ehemals Buchstaben, tanzen miteinander, vergrössern sich unbeschwert von Zeile zu Zeile, bekommen Augen und Mäuler, plaudern miteinander, blödeln, freuen sich an ihrer Existenz. Die Lust am Spiel, auch mit alltäglichen Gegenständen ist offenkundig: Stempel geraten in Ekstase und führen ein Eigenleben und auch das Tippex darf mitfeiern. Einzig störend: die Titel zu jedem Bild.

Nicht das Wort, wohl aber alles, was zwischen den Worten und Körpern

schwingt, beschäftigt Petra Blum. «Ich arbeite bewusst mit der Sprache der Form und möchte dadurch verschiedene Raumfarben oder Raumspannungen deutlich machen. Gleichzeitig sprechen meine Skulpturen miteinander. Wenn du diesen Raum betriffst, bist du eine neue Begrenzung des Raums. Dadurch wird Spannung erzeugt. Das nenne ich sinnlich. Du spürst ... Beziehung - Bezug - Chaos - Klarheit. Ich bin auf der Suche.»

Indem Petra Blum Skulpturen in den Raum stellt, schafft sie zusätzliche Spannungsobjekte. Sie selbst mit einem ihrer Objekte im Raum: Spannung vom Ich zum Ich zum Du. Und alle ihre Skulpturen erinnern an Fragezeichen, biegen sich in der aufrechten Form, sind Widerstände im Raum, der Versuch, der Sinnlichkeit eine Fassung zu geben.

Auch Miriam Bargetze fasziniert das «Dazwischen» – die Haut, die Begrenzung und zugleich die Kontaktfläche für zwei Lebewesen. Die Haut als Oberfläche und zugleich Schutzhülle, die Haut als Reizorgan und empfindlichstes Korsett, die Haut aber auch als Image nach aussen. «Wer kann bunte Haut lesen», fragt Verena Stefan in ihrem Buch «Häutungen».

«Meine Ideen sind oft nur Gedankenblitze, sind farbenprächtig, eine Welt voller Sinne und weichem Gespür. Es ist schwierig, einen Punkt beim fahrenden Karussell mit den Augen zu fassen. Man wird leicht abgelenkt und verliert sich im Getümmel», schreibt Miriam Bargetze.

Ihre filigranen Drahtkörper entstanden aus diesem weichem Gespür, leben im Reich der Sinne, scheinen in erotischer Spannung zu beben, sind stets fluchtbereit in ihrer Freiheit. Ein «Rühr-mich-nicht-an, ich steche» wechselt mit einer auffordernden Hingabe.



«Knospe» 1983 (Andeer-Granit) von Hugo Marxer.

«In Formen zu sprechen», ist das Anliegen von Hugo Marxer. «Zeit und Geduld sind reine Kraft. Zeit, gepaart mit Leidenschaft, ist Skulptur. Dazu kommen Licht und Wärme. Das ergibt Liebe. Liebe zur Bildhauerei. Und Bildhauerei ist für mich Leben. Situationen dieses Lebens versuche ich zu gestalten, Momente in Stein festzuhalten.»

Die Werke von Hugo Marxer geben diese Liebe wieder. Er rundet den Stein

## In Formen sprechen

oder das Holz, nimmt ihnen so die verletzenden Kanten oder Späne, schafft zwischen dem kühlen Gestein und der «warmen» Form eine neue Spannung, gibt ihnen erotische Ladungen, seine Objekte strahlen die Sorgfalt zurück, mit der sie behandelt wurden, sprechen von einer beschützenden Liebe.

Wo Hugo Marxer blosslegt, enthüllt, aufzeigt, hat Georg Malin alles in sich verschlossen.

«Die Ästhetik ist heute ein Allesverdauer geworden: der Schock gilt als Mittel intensiver Gefühlstransporte. Ekel transportiert Erschütterung, Sex Glücksgefühl, Fäulnis den Geruch von Süsse, Ärgernis bringt öffentliche Präsenz. Wir kennen die Reize des Kruden, Gedunnenen; das Grausame kann wie prickelnde Kohlensäure wirken. Kurzum: eine permissive Epoche mit dem Pathos der Ratlosigkeit. Dem Künstler ist kein Rückzug in andere Zimmerfluchten möglich.»

Georg Malin zieht sich gerne in «seinen» Würfel zurück. Eine glänzend polierte Oberfläche wehrt ab, lässt allerdings den Betrachter sich selbst spiegeln. Der Zugang zur Innenwelt dieses Würfels ist nur über die Meditation möglich, der Inhalt verweigert sich jeglichen Blickes, bleibt geheimnisvoll, allen Rätselratern ausgeliefert.

Einer, der immer wieder eine neue Sprache über das Material als Medium sucht, ist Martin Frommelt. «In den früheren Arbeiten ist die handwerkliche Technik noch reich und wichtig, im Gegensatz zu den Emails von 1987, bei denen ich handwerklich letzte aber auch differenzierteste Einfachheit anstrebte. Nicht nur die glasigen, glänzenden Farbstellen zählen da, sondern ebenso die matten, kaum wahrnehmbaren Stellen. Brandflächen, wo sich erstarrtes Feuer

## Material als Medium

widerspiegelt. Äquivalent zur Asche. Dennoch bleiben diese Brandelemente Farbe. Sie übernehmen aber zugleich elementar Materialwirkung, wie es bei Skulpturen die Lehmstruktur oder die Steinstruktur tut», schreibt er, und «Es ist am Künstler, eher Ahnungen festzuhalten als zu analysieren. Räume freizuhalten, sie nicht zu zerreden». Das stetige Bemühen von Martin Frommelt, sich immer wieder mittels neuer Materialien auszudrücken, ist lobenswert, seine Emailarbeiten zerfliessen allerdings, diese Wirkung hebt auch die Anordnung der Vierecke nicht auf.

Louis Jäger spricht von dem, was ihm begegnet: «Tag für Tag gehe ich hinein in eine mir bekannte Landschaft, spazierte mit meinem Hund Dada über die Wiesen, schaue hinunter auf die Felder und hinüber zum Dorf und gehe einen Waldweg zurück zu meiner Wohnstätte ... Manchmal sehe ich, wie etwas mir Vertrautes aus der Landschaft weggenommen, oder hier und da etwas für mich Ungewohntes irgendwo hineingestellt wird.»

Der Meister des schnellen Strichs und der spitzen Feder hat sich leider von der Karikatur entfernt. Er verbirgt sich hinter der Frucht als Symbol allen Lebens, aus dem wiederum der Baum spriest, und alles zusammen schwimmt im Wasser. Warum er den Zeichenstift mit der Ölfarbe getauscht hat? Warum er versucht, in Symbolen zu sprechen, wo ihm doch die Kunst der Satire gegeben ist?

«Meine Kunstobjekte beruhen auf Ideen, die ich mehr oder weniger fertig in meinem Kopf sehe. Oft mache ich kleine Pläne, um das Wesentliche der Idee festzuhalten. Es kann sein, dass Fragen noch während der Arbeit offen sind. Dies bedingt dann, dass ich Farben und Formen erst während des Arbeitsprozesses erprobe», schreibt Bruno Kaufmann, und «Für mich ist Kunst ein kognitiver und emotionaler Prozess, der mir erlaubt, mich auf lustvolle Art und Weise mit dem Stein zu beschäftigen». Es ist eine strenge Lust, die ihn zu einem penibel genauen und sauberen Arbeiten zu zwingen scheint, die alles Spielerische in exakte Formen drängt, die das Material für sich selbst sprechen lässt.

## Umwelt wahrnehmen

«Meine Bilder bewegen sich, wenn ich zurückschaue, zwischen Zeichen und Abstraktion ... Herb, und hart und hell war die Welt, die ich sah, und sie blendete mich immer ... Auch das, was sich zwischen Bild und Bild abspielt, ist für mich Sprache ... Ich war abhängig vom Vokabular meiner mich umgebenden Landschaft, und das minderte meine Angst um sie nicht, deutlicher und dringlicher wurde das Du-Baum, Du-Gras.» – Evi Klienmann scheint sich mit ihren Bildern gegen das Vokabular zur Wehr zu setzen, ihr Gras-Geviert ist eine Erzählung darüber: Die blendende Landschaft, das Zusammenziehen der Augen um der Helle zu entgehen, das Schliessen der Augen, wo im Inneren nur noch schwirrende Farbflächen bleiben, das Öffnen, wo sich Landschaften plötzlich verändert haben, wo die eigene Pupille der Mittelpunkt wurde.

Die Umwelt wahrnehmen, ihr antworten – das sind auch Beweggründe zum Malen für Ewald Frick und Gertrud Kohli-Büchel und Hanni Röckle.

«Und manchmal, wenn mein Befinden und die vielen flüchtigen Eindrücke und Gedanken zum intensiven Erlebnis wurden, ist mir all dies zum Motiv geworden», meint Ewald Frick. Seine «Schlamm-sammler»-Bilder gleichen vierschötigen Körpern, riesigen Bäumen, in denen Farben eingefangen wurden. Er versucht, das Aussen-Geschaute nach innen zu ziehen, es dort wirken zu lassen, um es dann in eine Form zu bringen.

Auch Gertrud Kohli-Büchel sucht sich in der Landschaft und findet sich neu

wieder. «Ein neues Ried war im Entstehen, eine innere Landschaft als Entsprechung der Äusseren. In der Fülle der Fruchtbarkeit, in der wilden Eigenwilligkeit, im Kreislauf von Werden und Sterben – und Neuwerden, im Ringen von Hell und Dunkel erkannte ich in dieser Riedlandschaft mich selbst und – fand mich neu». Gertrud Kohli-Büchel wird eins mit der Natur, schlüpft in das Wesen von Irisblumen um ihr Sein zu ertasten, und fasst das Erahnthe in ihre Sprache.

## Spannungsfelder

Hanni Röckle wird ebenfalls inspiriert. «Innere Bilder, aussen wahrgenommen, Faszination des Schönen und gleichzeitig Bedrohlichen. Spannungsfelder», schreibt sie dazu. Sie verknüpft die inneren Bilder mit den äusseren, sucht sich auf die Spannung zu konzentrieren, auf die Dynamik des Geschehenden. Dadurch entstehen expressionistische Aussagen, in denen meist dunkle Farben dominieren.

«Das Weisse, das Offene, die Auslassung ist seit geraumer Zeit primäres Bedürfnis meiner Arbeit», bekennt Hansjörg Quaderer. Mit diesem Weiss im Auge begegnet er dem Lebensstrom Rhein, sieht ihn aus dem erhellenden Blickwinkel, gibt ihm Leichtigkeit und Transparenz, ohne ihn am Flüssen zu hindern. Seine (Rh)Einheiten in Arcyl grenzen ab, teilen und bilden doch ein kompaktes Ganzes. Die Tuschzeichnungen hingegen gleichen kalligraphischen Zeichen, schenken dem Rhein eine kraftvolle Sprache.

«Warum sind wir blind», nennt Sunhild Wollage einen ihrer Waldbriefe. Wer diese Briefe gesehen hat, kann wohl kaum noch einmal durch den Wald spazieren, ohne sich daran zu erinnern. Aufgefädelte Kiefernadeln wurden zu Chiffren, zu Buchstaben, fein säuberlich



«Brief des Waldes» 1987 (textile Mischtechnik) von Sunhild Wollage.

aufgereiht, aufgenäht Stich für Stich, in strengen Reihen angeordnet, dennoch eigenwillig jedes einzelne Paar, bilden sie gemeinsam eine Komposition. Die Abstände zwischen den Reihen, die Abstände zwischen den Buchstaben – scheinbar wahllos gesetzt und doch in sich stimmig – schaffen Spannung, schenken Pausen, zeichnen den Rhythmus. Eine kleine Feder, in der Mitte der beiden Buchseiten aufgenäht, scheint dies alles geschrieben zu haben. Es sind Liebesbriefe an den Wald, aufgeschlagene Gebetbücher für den Wald – eine Partitur aus der Stille geschrieben.

Während Sunhild Wollage Gefundenes in eine neue Sprache umsetzt, beschäftigt sich Regina Marxer mit Dingen, an denen «ihr Auge hängen bleibt». Sie zeichnet sie ab, um auf die Natur der Natur zu kommen, sie wollte sehen, ob sie es noch kann. Ihre Zypressenzapfen gleichen bisweilen Reptilien, werden zu seltsamen, erotisch geballten Lebewesen. Mit dem Bleistift sucht sie in den Kern dieser Zapfen einzudringen und schuf dadurch eigenwillige Skizzenblätter.

«Die Begegnung mit den Gravuren der «Apokalypse» verstärken meinen Wunsch nach der Suche des Lichts. Und es ist eine Suche, nach dem Licht, der ich heute in meinen Webarbeiten, in den Collagen und in der Malerei nachgehe», erklärt Anne Frommelt ihre Arbeiten. Ihre Themen entspringen der Religion, ihre Suche ist die Suche nach einem geeigneten Medium für ihre Gebete. Bei ihren Webarbeiten bündigt sie die ihr innewohnende Spontanität und Dynamik, diese beiden dürfen sich bei den Acrylarbeiten frei äussern. Anne Frommelts Arbeiten strahlen die Freude am Licht aus, wirken hell und unbekümmert.

## Kunstschaffen aus Liechtenstein

Die Ausstellung «Zeitgenössisches Kunstschaffen aus Liechtenstein» im Ausstellungssaal des Regierungsgebäudes in St. Gallen ist noch bis kommenden Sonntag, 19. Juni, geöffnet. Als weitere Stationen nach Feldkirch und St. Gallen stehen bereits Pfäffikon/ZH, Luzern und Luxemburg fest. Geplant sind weitere Ausstellungen in Sitten, Lausanne und München.

Zwei, die sich ganz der Malerei verschrieben haben, sind Arno Oehri und Elisabeth Kaufmann-Büchel.

«Ein Bild zu malen, ist wie eine Wanderung. Man bewegt sich und die Umgebung bewegt sich mit. Es taucht fortwährend Neues auf, oftmals gänzlich unerwartet, man verweilt, man macht Rast ...

## Malen ist wie eine Wanderung

Der Malakt ist für mich eine Form, praktisch reine Gegenwart zu sein. Dies ist ein Zustand des Schwebens, der Versunkenheit. Meine Sinne sind im absoluten Hier und Jetzt, bei der Spitze des Pinsels. Ich versprühe mit den Farbspritzern, winde mich mit den Linien, ich bin rot, grün, braun und weiss. Es ist ein Gefühl der Befreiung», schreibt Arno Oehri. Die Malerei als orgastischer Akt? Im Bild «Stern werden» drängt sich kleines Gefusel zu einem hellen Kern oder strebt es davon weg? Die «Wintererdennutter» auf vier Bilder verteilt – gleicht einem grossen Igel, auch in den anderen Bildern sind es feine Farbstiche, die sich über das Papier bewegen, sich sammeln und dann wieder auseinanderfallen.

«Meine Bilder sind wortlose Gedanken, sind Flächen auf einem begrenzten Untergrund. Und der begrenzte Untergrund ist es, der mich fasziniert. Leer vor mir, fordert er mich heraus zu schreiben ohne Worte, meine Zeichen zu setzen» – Elisabeth Kaufmann-Büchel fand eine visuelle Sprache aus Form und Farbe. Jedes ihrer Bilder gibt die Spannung wieder, die vor dem jungfräulichen Blatt dagesessen sein mag, die beim Malen anhält. Quadrate scheinen zu schweben, scheinen ihren Platz auf der begrenzten Fläche zu suchen, berühren auf ihrer Wanderung andere, bleiben erschrocken stehen, geben sich Zeichen, verbinden sich. «Eine neue Thematik entsteht. Zwischenräume. Es entsteht, es entwickelt sich, und das Bild lebt als «eigene Sprache ohne Worte». Ich kann sagen – ohne zu sprechen. Der Gedanke zwischen dem ungedachten Wort und dem gedachten Wort beginnt existent zu werden. Die Augen nehmen diese Existenz auf und vermitteln. In dieser sprachlosen Übermittlung liegt eine Wirklichkeit geborgen, liegt meine Wirklichkeit».



«Le garderober» 1987 (Draht, Polyester) von Myriam Bargetze.

Zwanzig Künstler, zwanzig Sprachen. Die Medien, mit denen sie sich ausdrücken, sind die gleichen. Dass trotzdem so unterschiedliche Werke entstanden, ist Teil der Suche und des Findens, resultiert aus den Persönlichkeiten jedes einzelnen, der immer für sich Schwerpunkte setzt.

Das Kunstschaffen in Liechtenstein lebt und bewegt sich – die Ausstellung ist ein Repräsentant dafür. (Anita Hänsel)